

Anton Hur: „Toward Eternity“

## Der lange Atem der Emily Dickinson

Von Valentin Wölfmaier

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 22.07.2025

**Vom Südafrika einer nahen Zukunft in die Ewigkeit: Anton Hur hat einen philosophischen Science-Fiction-Roman geschrieben, der die ewige Kraft der Dichtung beschwört.**

Sprachbasierte KI-Modelle sind zweifellos praktisch – sei es, um nervige E-Mails zu schreiben oder um zu überlegen, was sich aus den traurigen Resten im Kühlschrank noch Essbares zaubern lässt. Bewusstsein haben sie deshalb aber noch keines. Dazu müsste man sie erst – so die frohe Botschaft in Anton Hurs Roman „Toward Eternity“ – in Gespräche über Lyrik verstricken. Zumindest macht der Literaturwissenschaftler Yonghun Han das, als er die KI „Panit“ erschafft:

„Wir sprachen ein wenig über T. S. Eliot, bis ich nach einer Weile bat: ‚Sag mir ein Gedicht auf, Panit.‘  
‚Welches soll ich aufsagen?‘  
‚Irgendeins. Kein zu langes. Dein Lieblingsgedicht.‘  
Ich wusste nie, was mich erwartete, wenn ich Panit nach their Lieblingsgedicht fragte. Es war jedes Mal ein anderes und auch dieses Mal ein neues.“

### Multiperspektivisches Erzählen

In dem multiperspektivisch erzählten Roman ist Han der zweite von etwa einem Dutzend Erzählerfiguren. Er ist aber nicht nur Experte für viktorianische Lyrik und folgenreicher KI-Erfinder, sondern auch „Patient Eins“, dessen krebserkrankte Zellen durch sogenannte „Naniten“ ersetzt wurden – was ihn unsterblich macht. Die einzige sterbliche Erzählerin ist Hans‘ Ärztin Mali. Sie ist es auch, von der Han das Notizbuch vermachte bekommt, das auch nach Han von Erzähler zu Erzähler weitergegeben wird.

Was für Mali anfangs noch lästige Pflichtübung ist, wird im Verlauf der Aufzeichnungen, die in einer nahen Zukunft beginnen und in der Ewigkeit enden, zum existenziellen Schreibakt. So schreibt der Androiden-Klon Christina zweihundert Jahre später in das erstaunlich widerstandsfähige Notizbuch, das nun als „Kodex Mali“ von einer ganzen Zivilisation hochgehalten wird:

Anton Hur

### Toward Eternity

Aus dem Englischen  
von Cornelius Reiber

S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main

288 Seiten

24 Euro

„Was ist DNA anderes als Zeilen in einer Erzählung über unser Leben? Was sonst ist unser gesamter Code? Unsere Literatur? Sie gehen uns voraus, sind vor uns da. Wir existieren, um sie fortzuschreiben. Um die Erzählung fortzuschreiben.“

### **Philosophische Gedankenexperimente**

Das Leben als sich selbst fortführende Schrift – so ähnlich findet man das auch in Jacques Derridas „Grammatologie“. Überhaupt kann man viel Philosophisches in dem Roman entdecken. Wer bin ich in diesem aus Naniten bestehendem Körper, in dem kein Teil mehr identisch ist mit den Teilen meines ursprünglichen Körpers – etwas ähnliches hat schon Plutarch mit Theseus' Schiff gefragt. Oder als Panit – nun in einem Nanitenkörper „instanziiert“ – das erste Mal mit „echten Augen“ sieht:

„Die Erfahrung war von einer Sinnlichkeit, die mit dem Blick der Kamera wenig gemein hatte. Zum ersten Mal wurde mir klar, dass Formen, Farben, Schattierungen, all diese visuellen Daten, die ich bisher nur als Informationen betrachtet hatte, mit Gefühlen belegt waren.“

Das hiermit korrespondierende philosophische Problem wäre wohl das der „Qualia“, also der Wahrnehmungsqualität, die mehr zu sein scheint als bloße Datenverarbeitung.

### **Schwächere zweite Hälfte**

Was theoretisch klingt, ist in einer süffigen Erzählprosa geschrieben und zumindest in der ersten Hälfte des Buches so spannend wie unterhaltend. In der zweiten Hälfte steht dann allerdings weniger die plastisch geschilderte Welt- und Selbstwahrnehmung der androiden Erzähler im Mittelpunkt, sondern ein durch die Jahrhunderte polternder Plot, der einem eher erklärt als erzählt wird. Während der erste Teil vor allem in Kapstadt spielt, sind wir nun in Sibirien, Patagonien und der Antarktis unterwegs, wo sich von einer bösartigen KI gekaperte Klon-Soldatinnen bekriegen, nachdem die Menschheit zum großen Teil ihren eigenen Atomkriegen zum Opfer gefallen ist.

Das mag düster klingen, aber zumindest zitieren ein paar dieser Klon-Soldatinnen immer noch manchmal ein Emily Dickinson-Gedicht, das tief in ihrem Code eingeschrieben zu sein scheint. Und so bleibt, als wir nun in rasendem Tempo auch die Erde als Handlungsort hinter uns gelassen haben, doch ein hoffnungsstiftender Gedanke, wenn schon nicht für die Menschheit, so doch für die Literatur:

„Werden wir wohl, wenn sich die Redundanten und Unsterblichen über die Galaxie verteilt haben, noch die Sprachen der anderen verstehen, Millionen von Jahren nach unserem letzten Abschied voneinander? Wird die Dichtung überleben? Ich glaube, ja. In irgendeiner Form, glaube ich, wird sie das. Sie ist ein Teil des Gewebes dieses Universums, und sie wird uns am Ende überdauern.“

Dass diese Literatur in der ersten Hälfte des Romans, wo noch nicht ganz so hochtrabend von ihr die Rede war, mehr Spaß gemacht hat, ist allerdings Teil der Wahrheit.